

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 283 Bromberg, den 10. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Stegnweit.

4. Fortsetzung.)

Der Abend dunkelte schon, die Gaslaternen flammten grünlich auf, die Steine des Doms hüllten sich in kalte Nebeltücher. Mich überkam ein sonderbares Verlangen: Vor den Depeschen hatte ein Trupp älterer Landstürmer von den 14 Punkten Wilsons gesprochen, und in den Gesichtern dieser Soldaten zuckte Verbitterung. Daß sie Gefolgsame des Umsturzes waren, das erfuhr ich schnell aus den Gesprächen. Aber die Worte der Männer klangen jetzt anders als vor Tagen. Diese Seelen schienen sich betrogener zu fühlen als je. Sie hatten nicht mit Resultaten gerechnet, die ihnen in den Zeitungen jetzt versprochen und belegt wurden. — Mein Verlangen? Ich dachte: Verbirg deinen Haß, sprich dich aus mit denen, die dir sündhaft scheinen. Irgendwie sind diese Gemüter kindlich gewesen, und Kinder tun das Schlechte aus Mangel an Weisheit. — Wie handelte ich an?

Ich schlich scheinbar gleichgültig zu den Betrogenen, las mit ihnen die Depeschen. Und wühlte mich tiefer ins Gedränge, buchstabierte die Hiobspost mit halblauter Stimme vor, sagte zum Trost etwas Einfältiges, denn die langen Gesichter dauerten mich: Gott läßt sinken, aber nicht ertrinken!

Die Antwort war ein verzweifeltes Schweigen. Einer nur blieb bei mir stehen, ein hagerer, bärtiger Artillerist, dessen Augen scheu und erschrocken in ihren Gruben lauerten:

„Kamerad, du glaubst noch immer an den lieben Gott? Wo der alt und gebrechlich geworden ist?“

Ich blieb für eine Weile stumm, mit dieser Anklage hatte ich nicht gerechnet. Aber der bärtige Mann, seines Standes offenbar ein Fabrikarbeiter, guckte mich immer noch hilfesuchend an. Da sagte ich: „Kamerad, hast du auch schlapp gemacht wie die andern?“

Er nickte, und in diesem Nicken quälte sich ein bußfertiger Schmerz. Ich fragte: „Sollen wir Bier trinken gehen? Ich gebe einen aus!“

Der Bärtige ging mit mir in den Verpflegungssaal des Bahnhofs, wo ich noch Zigarren und Pfeifentabak kaufte. Dann setzten wir uns an einen Tisch, dessen Holzplatte schmierig war, in kleinen Teepfützen schwammen Zigarettenstummel und Brotkrumen. Ringsumher ein höllischer Lärm, Tausende von Feldgrauen liefen sich in die Füße, Pyramiden von Tornistern standen an den Wänden, zuweilen trippelte ein Sanitäter durch das Gewühl, oder blasse Krankenschwestern führten einen Kriegsblinden hinaus, daß er nicht von den Sehenden zertreten werde. Viel Geschrei auf den Straßen und in den Hallen, viel Qualm, viel Staub, viel Stickluft. Der Bärtige an meinem Tisch stürzte das Bier in seinen Schlund, als müsse er eine Feuersbrunst löschen. Dann wischte er sich den Schaum vom Schnäuzer und schlürfte mit der Zunge: „Mensch, die Brühe schmeckt, wenn auch nichts drin ist!“

Ich fragte den, dessen Vertrauen ich hatte: „Kamerad, du hast auch Revolution gespielt?“

„Gespielt? Da sagst du was Richtiges. Aber ich hatte auch 'ne Sauwut; ich hatte sogar das Gefühl, als sei das alles Quatsch mit dem Vaterland. Na, und da hab ich in Brüssel den Dienst verweigert und bin abgehauen mit einem Kraftwagen von der Munitionskolonne. — Du, noch so'n Bier, ja?“

Der Schelm bekam es, ich aber fragte ihn weiter: „Warum hattest du eine Sauwut?“

„Mensch, stell dir vor: Ich bin ein alter, gedienter Mann, hab Frau und fünf Kinder, bin Grubenarbeiter auf der Zeche Hammerstein, hab doch allerhand erlebt und getan, und da schnauzt mich doch neulich so'n siebzehnjähriger Fähnrich an, ich sollte meine krummen Knochen vor ihm zusammennehmen. Von Lankwitz hieß der Kerl. Dummer Junge, sagte ich, hernach flog ich in den Kahn. Sag, ist das in Ordnung? He?“

Ich schwieg.

„Und dann kam ich mal auf Urlaub an die Ruhr, meine Frau war lungenkrank, gottegott, was hatte sie schon zu fressen. Meine fünf Kinder sahen aus wie die Ratten. Da hab ich Kartoffeln gehamstert, bin verpetzt worden und mußte alles wieder herausgeben. Na, ist das ein Vaterland? Kämpft man für so was?“

Der Bärtige trank ein zweites Bierglas leer. Ich schwieg. Ich konnte nur schweigen. Wußte ich keine Antwort? Hatte sich der Tölpel nicht an kleine Dinge gestoßen, während wir zu großen unterwegs waren? Aber waren für diesen Menschen die kleinen Dinge keine Ungeheuerlichkeiten? Nun hatte er in den Chor der Kanaillen eingestimmt, weil das Alte schlecht war nach seiner Meinung. Würde er an die Stelle dieses Schlechten etwas Besseres setzen? Wie klagte meine Seele auch jene Schuldigen der andern Seite an, die Ärgernis gesät und die Folgen nicht bedacht hatten. Dieser Bärtige, der schon wieder auf ein neues Bier wartete und dessen Magenwände knurrten, weil er Löhnung und Brot immer an seine Familie geschickt hatte, dieser Verzweifelnde mußte doch mein Bruder sein, wie auch Leutnant Quambusch — wie mochte es um ihn stehen? — mein Bruder gewesen war.

„Na, du sagst ja nix?“

Der alte Artillerist scheuchte mich auf mit dieser Frage. Ich antwortete: „Kamrad, wenn der Fähnrich von Lankwitz sich wie ein Kindskopf benahm, und wenn tausend andre Dinge falsch waren im alten Reich, glaubst du, daß jetzt die tausend Dinge alle richtig werden? Kindsköpfe wird es ewig geben, und Ärgernisse werden die Menschen immer noch erdulden, solange es Menschen gibt. Oder soll das neue Reich ein Himmelreich sein? In dem Augenblick, da du rebelliertest, glaubtest du das. In dem Augenblick, da du vor den Depeschen die Welt verfluchtest, hast du dich selber verflucht!“

„Mensch, 300 Milliarden!“

Ich mußte lachen, obzwar ich traurig war: „Es geht nicht ums Geld, Kamerad, es geht um Deutschland. Nicht um die Fläche auf der Landkarte, nicht um gehamsterte Kartoffeln oder um einen unreifen Fähnrich, wohl aber um einen heiligen Geist: Um die Nation und ihre Art! Der

Fähnrich war noch nicht tauglich für diese Art, und untauglich bleiben auch alle, die das Gütige, wo es immer notwendig ist, für Schwäche halten. Ich hab es selber oft erfahren müssen, daß Güte von mir ein Übermaß an männlicher Kraft und Selbstüberwindung verlangte!"

„Mensch, was versteh ich davon. Bist du'n Kaplan? Gib lieber noch'n Bier aus!"

Der Bärtige bekam sein drittes Bier, obwohl ich meine Groschen zählen mußte. Aber das merkte der Tropf nicht, und solche Tröpfe wird es ewig geben. Sie werfen ihrer Frau die Fensterscheiben ein, wenn die Suppe zu kalt ist, und sie brauchten die Brühe doch nur anzuwärmen. Sie zerschlagen ein altes Reich, als käme jedes neue ohne Opfer und Dummheiten aus. Aber Dinge des Geistes zu erkennen muß leider eine Gnade bleiben. Die Zukunft erfüllte mich mit Sorge, obwohl ich an meine eignen Scherben noch gar nicht dachte.

Wer sagte mir neulich: Wir wollen keine armen und auch keine reichen Menschen, wir wollen zufriedene Menschen? Diese Weisheit wäre die letzte, ließe sich die Zufriedenheit in einen festen Begriff bringen. Es gibt Könige, die nicht genug haben. Es gibt Landstreicher, die ihr Bettelbrot den Vögeln streuen und Lieder flöten. Hätte nur jeder den Willen, tüchtig zu sein, ihm bliebe selbst die tollste Welt nicht stumm.

Ich trank dem Alten zu: „Kamerad, wollen wir die Deutschen bessern?"

„Prost, aber gewiß doch!"

„Gut, Kamerad. Dann fange jeder von uns bei sich selber an!"

Dem Bärtigen blieb das Glas am Schnäuzer stehen. Er beglotzte mich mit harten Augen. Dann trank er weiter, bedächtiger als vorher. Es war etwas aufgesprungen in ihm.

Unserm Tisch näherte sich ein Kieler Matrose, der einen Holzkasten öffnete. In dem Kasten lagen schmierige Stopfnadeln, ein Fläschchen mit Essig und eine Dose voll Ruß. Der Matrose fragte uns, und sein Atem stank nach Grog: „Genossen, soll ich euch tätowieren? Glaube, Liebe, Hoffnung? Den Seemansanker oder den Drachen von China? Kostet alles eine Mark und ist was für die Ewigkeit!"

Ich winkte ab, nur der Bärtige schimpfte: „Glaube, Liebe, Hoffnung, so siehste aus!"

Der Matrose ging, er machte gute Geschäfte an andern Tischen. Vielleicht würde er noch reich werden mit seinem Kasten. Er war schärfer aufs Geld als ich.

Der alte Artillerist fragte mich: „Wieviel Uhr ist es?"

„Viertel nach sechs, Kamerad!"

„Dann werden sie bald kommen!"

„Wer denn?"

„Die Batterien meines Regiments. Gestern sind sie von Aachen abmarschiert, da müssen sie bald hier über die Brücke."

Wir verließen den Bahnhof und traten auf die Straße. Obwohl der Novembermorgen noch finster war, begegnete uns eine Brandung von Menschen. Eine feldgraue Völkerwanderung schob sich klirrend und stampfend zum Rathaus, wo es Entlassungsscheine geben sollte. Nirgendwo wehten mehr rote Fahnen oder andere Signale des Aufruhrs. Nein, man richtete vor den Brückenrampen hastig einige Flaggenstangen und Ehrenbogen auf, die armen Heimkehrer würdig über den Rhein zu lassen. Beamte des Fuhrparks streuten Sand, auf tausend Dächern kletterten Wimpel aller Farben in den schwarzgrauen Himmel. Ja, es standen schon viele Einwohner, alte und junge, an den Straßenrändern, die Rückmarschierenden willkommen zu heißen. Viele dieser Einwohner trugen Trauerkleider, es waren ja ungezählte Väter und Söhne draußen geblieben. Der Bärtige hing in meinem Arm und klammerte sich fest, als müsse er Schutz suchen vor Gespenstern, die ihn verfolgten. Über uns fluteten schmutzige Wolken, nur zuweilen gaben sie ein paar Sterne frei. Und ein kalter Wind jaulte, so daß wir unsre Mützen tief in die Stirn zogen.

Als wir auf der Domtreppe standen, hörten wir den Chor der Gläubigen, die zur Orgel sangen:

„Komm, Heiliger Geist, der alles schafft,
Komm, such uns heim mit deiner Kraft;
Erfüll mit Gnaden, süßer Gast,
Das Herz, das du erschaffen hast!"

Daß man in diesen Tagen der Not ein Pfingstlied anstimmte! Ob mein Begleiter die Melodie kannte? Gewiß, er mußte sie kennen, den er sprach plötzlich: „Du, bei den Plünderern bin ich nicht gewesen!"

Ich führte ihn an der Hand weiter, als sei mir das so aufgetragen worden. Sieben laute Glockenschläge fielen aus den Domtürmen. Wie schnell doch die Zeit verging, da der Kummer unsern Gedanken saure Arbeit machte. Aber alle Menschen, die unsern Weg kreuzten, mußten wirre Gedanken haben; wie oft wurden wir gestoßen und angestolpert von denen, die fast blind und taub zum Tagewerk hasteten. Nicht einer war unter diesen, in dessen Gesicht nicht die Schatten der Sorge nisteten. Nicht einer, dessen Schritte sich noch ruhig bewegten. Wir sahen nur stürzende, taumelnde Träumer, die das Erwachen fürchteten. Das Gesindel war nicht zu zählen, das uns in Rudeln behelligte:

„Wollt ihr geschmuggelte Schokolade kaufen?"

Oder:

„Billige Zivilkleider? Zehn Mark ein Anzug mit Hose!"

Oder:

„Genosse, magst du Sekt?"

Tiere der Dämmerung. Was sie feilboten, war geplünderte Beute. Was sie sprachen, war der giftige Schwindel dieser Tage. Auch verteilten sie Zettel mit der aufregenden Offenbarung, die Revolution sei verraten worden von denen, die um die Gunst des Bürgers gebuhlt hätten.

Der Alte, der immer noch zitternd an meinem Arm hing, blieb stumm, sein Mund schien eingefroren, er fand seine Sprache erst wieder, als der Morgenhimmel sich aufhellte und irgendwo Militärmusik laut wurde:

„Kamerad, sie kommen — —!"

Wir liefen wie neugierige Kinder zur Marzellenstraße; die Sterne waren blind geworden, der Sturm hatte sich ausgeheult, die Wolkenbänke schoben sich auseinander und gaben im Osten eine klare, glasig grüne Himmelswiese preis. Bald standen wir vor dem Gebäude der Hauptpost, und auch hier war man dabei, die Dächer und Fenster mit rheinischen, deutschen und preußischen Fahnen zu schmücken. Tausende von Menschen stießen sich die Rippen ein, Polizisten räumten die Straße frei. Die ersten geschlossenen Regimenter kamen, es waren nur Krieger, nur Prüflinge der Front, nur Männer und Jünglinge mit dem furchtbaren Gemisch von Heldentum und Verzweiflung in den verwüsteten Augen. Aber die Menschen winkten ihnen zu, die Wartenden lästerten nicht das zerbrochene Werk derer, die ausgehalten hatten, obwohl das Raufen der letzten Monate ein apokalyptischer Wahnsinn geworden war. Einer rief aus der Menge: „Nie wieder Krieg!"

Der kleine Schelm! Das hatten schon unsre Kaiser gerufen, und der Stümper am Straßenrand bildete sich ein, der erste zu sein.

Aber ich durfte jetzt nicht tiefer grübeln, ein Labyrinth schob sich ja ins andere. Ich mußte winken wie tausend andre winkten, ich mußte mir irgend etwas von der Seele schreien, was wie ein zäher Staub auf ihr gelegen hatte. Und ich schrie, ohne mich zu fragen, ob das Jubel, Schmerz oder Zorn sei. Was ich schrie? Ich weiß es heute nicht mehr. Keine Worte, keine Sätze, ich schrie nur, und die vielen andern taten desgleichen. Je heller der Morgen wurde, desto schwärzer füllten sich die Straßen. Kein Fenster blieb geschlossen, man stellte Tische und Stühle vor die Türen, in den Bureaus und Ämtern ließ man die Arbeit liegen. Kein Arm schien lahm zu werden, wenn er ein Tuch schwenkte; kein Mund wollte ermüden, obwohl die Kehlen schon heiser waren. In den Kirchen läuteten Glocken, in den Schulen ließ man die Kinder frei, es gab keine Siebenschläfer und keine Ungläubigen mehr.

Und die Gespenster des Untergangs? Sie hatten sich verkrochen, vielleicht aus Feigheit, vielleicht aus Groll; oder aus Scham, aus Scheu vor dem Licht, das heute so unerwartet die Finsternis aufsog.

(Fortsetzung folgt.)

Treffpunkt Terwan, nachts zwölf Uhr!

Skizze von Gerd Land.

Der Wirt der kleinen Weinstube lehnte verschlafen an der offenen Tür. Es war sehr spät, Gäste würden nicht mehr kommen. Ein miserables Geschäft. Besonders in den letzten Jahren. Das Gebäude, das dem Lokal gegenüber lag, stand leer. Es war baufällig geworden. Schwamm hatte sich gebildet. Gewiß kein Aufenthalt für eine große Anzahl unmündiger Kinder und heranwachsender Knaben, bestimmt kein geeigneter Ort, Wissenschaften zu lehren und junge Menschen auf das lauernde Leben vorzubereiten. Ja, eine Schule war in dem großen, toten Gebäude untergebracht gewesen, ein Gymnasium. Die Lehrer hatten manchen Schoppen Rheinwein in der Weinstube getrunken, die Schüler ihre Kommerse abgehalten.

Abgestandener Zigarrenqualm zog aus der geöffneten Tür heraus. Die Nacht war klar und mild, die Luft frisch und wohltuend.

Der Wirt zog seine Uhr. Es fehlten nur noch wenige Minuten bis Mitternacht. Nein, es würden keine Gäste mehr kommen. Eben wollte er schließen, da hielt ein Auto an der Bordschwelle. Ein älterer, gut gekleideter Herr stieg aus, entlohnte den Chauffeur und ging an dem erstaunten Wirt vorbei in die Weinstube.

Der Fremde setzte sich, griff nach der Karte und bestellte eine Flasche Champagner.

Ein Selbstmörder! fuhr es dem Wirt in den Sinn. Das ganze Gebaren des Herrn deutete darauf hin, daß er den Sekt nicht bezahlen würde und sich Mut antrinken wollte. Das gab sicher einen Skandal der die letzten treuen Stammgäste für immer vertreiben würde. Kein Wunder auch, daß sich jener just sein Lokal ausgesucht hatte. Es lag in einem stillen Wohnviertel der Weltstadt . . .

„Stilles Geschäft heute abend, Herr Terwan?" erkundigte sich der elegante, hagere Herr. Der Angeredete fuhr herum: „Ich habe Sie noch nie gesehen, mein Herr", sagte er höflich und wartete auf eine Erklärung des Gastes. — „Doch, doch, wir kennen uns. Es ist nun schon einige Jahre her; in sechs Minuten werden genau fünfundzwanzig Jahre vergangen sein, seit ich zum letzten Male Ihr Lokal verließ." Hätte der Gast nicht seinen Namen ausgesprochen, Terwan, der Wirt, hätte geglaubt, es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben.

„Ich heiße Joachiman" sagte der Fremde dann, „aber der Name tut ja nichts zur Sache. Ich erwarte hier einen Freund, den ich fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen habe, mit dem ich an jenem letzten Abend, den ich bei Ihnen verbrachte, diesen Tag und diese Stunde verabredete. Hier wollten wir uns wiedersehen. Sie müssen nämlich wissen: Wir beide — Werner Ernat und ich — waren unzertrennliche Freunde. Weiß der Himmel, wir gehörten nicht zu den Musterschülern. Wegen eines tollen Streiches wurden wir beide ein halbes Jahr vor dem Matur von der Schule verwiesen. Beide beschlossen wir damals, auszuwandern, unser Glück in einem anderen Lande zu versuchen. Sollten wir in der Lage sein, das heißt: am Leben und so gestellt, die Reise zu bezahlen, so wollten wir uns an diesem Abend, fünfundzwanzig Jahre nach unserer Abschiedsfeier, an dieser Stelle wiedersehen . . .

Die Tür tat sich auf. Ein kleiner, rundlicher Herr war eingetreten. „Joachiman!" keuchte er und lief auf den Hageren zu.

„Also auch du bist gekommen!" fast gleichzeitig hatten die beiden Männer es ausgesprochen.

„Nun setz' dich her und laß dich anschauen! Gut siehst du aus, mein alter, braver Dicker. Eine gutgefüllte Weste hast du dir angeschafft, die Kette darüber ist nicht zu verachten."

„Auch du siehst nicht schlecht aus, mein alter, lieber Freund. Der Lord, wie er im Buche steht. Elegant. Hast einer Flasche Schampus den Hals gebrochen? Also, ich freue mich wirklich!"

„Sag, was hast du angestellt?" fragte der Hagere wieder. „Bist du damals nach Brasilien gegangen?"

„Ja, ich war drüben und habe ein Vermögen gemacht. Und du? Bist du zum Theater gegangen?"

„Ich habe eine große Filmgesellschaft drüben in Kalifornien! Hollywood, weißt du, Sonne, Palmen, schöne Frauen und Meer . . . Aber verzeih: Ich habe dich gar nicht gefragt, ob du rauchst. Nimm eine von diesen Zigaretten! Sie sind meine Spezialmarke." Er reichte Ernat die teuren, ägyptischen Zigaretten.

„Laß nur! Erst mußt du eine von meinen rauchen", erklärte der Dicke und zog seine goldene Dose hervor. „Bitte, bediene dich."

In dieser Sekunde durchfuhr es beide wie ein elektrischer Schlag. Der Filmdirektor starrte in den goldenen Zigarettenbehälter des Mannes, der in Brasilien sein Vermögen gescheffelt hatte: Es befand sich nur eine einzige Zigarette darin, eine von minderwertigster Sorte. Der Filmdirektor kannte diese Marke. Aber bevor der kleine Dicke noch, eine Entschuldigung murmelnd, aus seiner Tasche die Packung Zehnpfennigzigaretten holen konnte, diese in das Etui füllte und die Zigarette, die sich darin befunden — unbemerkt, wie er glaubte —, zu Boden fallen ließ, hatte er noch Zeit, einen Blick auf die Hände seines Freundes zu werfen, die rauh waren und rot, offenbar von vielen Bemühungen, sie zu reinigen.

Die beiden Freunde behielten indes ihre Beobachtungen für sich. Der Dicke aus Brasilien, weil er annehmen mußte, daß der andere die Zweipfennigmarke nicht kannte, jener, weil er annahm, daß dieser seine Hände nicht sonderlich beachtet hatte . . .

Das Gespräch ging munter fort. Sie sprachen von Erlebnissen in Süd- und Nordamerika, die zwei. Sie berichteten von Abenteuern mit Frauen, und dann, ja, dann kamen sie auf den tollen Streich zu sprechen, der beide aus der Bahn geworfen. Und sie priesen das Schicksal, das sie dazu ausersehen hatte, in die Ferne zu ziehen und dort ihr Glück zu machen.

Lange hatte der alte Terwan nicht ein so gutes Geschäft gemacht wie an diesem Abend. Der Morgen graute, als die beiden Männer das Lokal verließen. Sie drückten einander die Hände. Dann ging der eine nach rechts, der andere nach links. —

Eine Woche war vergangen. Der rundliche Besitzer des Leihhauses „Pecunia" rauchte eine der Zweipfennigzigaretten, die er letzthin rauchen mußte, da seine Frau ihn äußerst knapp hielt, und betrachtete zärtlich eine goldene Zigarettendose. Der Besitzer hatte sie nicht eingelöst. Der Pfandschein war nun verfallen. Immer, wenn der nunmehrige Eigentümer die Dose ansah, mußte er an die Nacht vor einer Woche denken, für die er ein ganzes Jahr gespart hatte, unbemerkt von seiner Xanthippe. An diese Nacht, da er vor dem Freunde prahlte.

Die Tür tat sich auf. Ein ärmlich gekleideter, magerer Mann trat ein, einen Packen eleganter Kleider auf dem Arm. Er legte die Sachen auf den Tisch des Pfandleihers und fragte sachlich: „Wieviel?" Er sprach wie ein Mann, der im Verkehr mit Pfandleihern Übung hat.

Da, plötzlich, schrie der Dicke mitten im Taxieren auf: „Mensch, Joachiman!" — Und der Hagere sagte erstaunt: „Du hier, Ernat?"

Auf einmal standen den beiden Männern Tränen in den Augen. Sie schämten sich voreinander.

Liebe und Kinderstreiche.

Erzählt von Howard F. Gibson-St. Louis.

Die Sache begann mit einer wunderschönen, lauen Vollmondnacht. So war es mit dem besten Willen nicht anders möglich, als daß Helen Hamilton und Harry Drill sich in einander verliebten und sich ewige Treue schworen.

Freilich müßten sich die beiden Verliebten bei einigem Nachdenken gesagt haben, daß von Heirat zwischen Student und Studentin, die beide noch etliche Semester vor sich hatten und ganz von den Eltern abhängig waren, nicht die Rede sein konnte. So aber ließen sie sich trauen.

Gleich darauf griff schon das Schicksal unsanft ein. Helen wurde von den Eltern auf eine andere Hochschule geschickt. Harry reiste zwar hinterher, durfte sich aber auch jetzt seines geheimgehaltenen Glücks nicht freuen, weil Helen auf Geheiß der Eltern, die wohl Verdacht geschöpft hatten und nicht wollten, daß ihre Tochter sich von einem grünen Jungen den Kopf verdrehen ließ, nach ein paar

Wochen wieder die Hochschule wechseln mußte. Harry blieb traurig zurück.

Dafür schrieben sich Männchen und Weiblein fleißig Briefe. Vier Monate lang. Bis eines Tages Mama Hamilton den Braten roch, einen Brief abfing und fürchterlichen Krach schlug. Die Folge davon war, daß Helen ihrem Harry einen von vielen Tränen durchweichten Brief schrieb: „Mutter will sich erschießen, wenn wir uns nicht trennen." Glücklicherweise brauchte Mama Hamilton diese furchtbare Drohung nicht wahr zu machen, denn Harry wehrte sich nicht, als seine Ehe auf Antrag seiner unbekannten, schießlustigen Schwiegermutter für ungültig erklärt wurde. Helen verbannte alle Liebesgedanken und ging auf eine andere Hochschule.

Dort rannte sie eines schönen Tages einem jungen Mitstudenten in den Weg, niemandem anders als ihrem einst geliebten Harry. In der Nähe war ein Park, und so setzte man sich zu einem Plauderstündchen ins Grüne. Harry fand wundervolle Worte von unverbrüchlicher Liebe, und Helen wurde es ganz heiß ums Herz. Als gute Tochter wollte sie sich aber nicht wieder betören lassen: „Ich muß in die Vorlesung." Da sagte Harry finster und voller Entschlossenheit: „Wenn du mich nicht wieder heiratest, erschieße ich mich."

Helen reagierte leider nicht erwartungsgemäß. Sie ärgerte sich vielmehr: „Schon wieder so eine dumme Drohung mit der Pistole!" Ungerührt wollte sie sich entfernen. „Päng!" sagte es da plötzlich hinter ihr. Sie drehte sich entsetzt um. Harry lag scheinbar in den letzten Zügen.

So schlimm war die Sache freilich nicht. Im Krankenhaus erholte sich der Jüngling bald von seiner Brustwunde. Helens Verhalten trug viel zur Heilung bei. Die junge Dame war plötzlich ganz entzückt von dem Gedanken, daß ein Mann sich um ihretwillen ein Leid angetan hatte, und ein paar Wochen später ließ sie sich zum zweiten Mal trauen.

Dieses Mal dauerte das Glück nur acht Tage. Was dazwischen kam, weiß außer den Beteiligten keiner. Auf jeden Fall var Helen eines Tages verschwunden. Der arme Harry machte sich, sobald er den Verlust bemerkte, mit zwei Freunden und einem Kraftwagen auf die Suche nach seiner Frau. Endlich fand er sie an einer anderen Hochschule.

Da er ahnte, daß Helen nicht freiwillig folgen würde, so lauerte er ihr eines Tages mit seinen Freunden auf der Straße auf, warf ihr ein betäubendes Taschentuch über den Kopf und schleppte sie in den Kraftwagen.

Als Helen im Wagen wieder aufwachte, bot ihr Harry eine Friedenszigarette an. Da die junge Dame schon seit mindestens einer Viertelstunde nicht mehr geraucht hatte, konnte sie der Lockung nicht widerstehen. Harry war auch sonst nett zu ihr und . . .

In diesem Augenblick wurde der Wagen von einem Schutzmann aufgehalten, weil er zu rasch gefahren war. Man versuchte, das Auge des Gesetzes zu beschwichtigen. Das gelang den jungen Männern leider nicht. Da tauchte Helen, die eigentlich hätte um Hilfe rufen müssen, aus ihrer Ecke auf, lächelte freundlich, und der Schutzmann verzieh.

Versöhnt fuhr man nach Westen. Es sollte eine lange Hochzeitsreise werden. Man war restlos glücklich, und da Harry nicht zu steuern brauchte, hatte er Zeit genug zum Küssen. Man küßte soviel, daß am dritten Tag der Reise Helen rauhe Lippen bekam und den dringenden Wunsch äußerte, Harry möchte sich sein Miniaturschnurrbärtchen abnehmen lassen. Das war entschieden zuviel verlangt. Ein Wort gab das andere, und schließlich muckten beide.

Kurz darauf mußte getankt werden. Helen ging unterdessen in den Waschraum der Tankstelle, und dann fuhr man wieder weiter. Ein paar Minuten später aber betrat der Tankstellenmann den Raum, sah zufällig auf das Handtuch und las dort mit Tintenstift geschrieben: „Hilfe, ich bin entführt worden! Helen Hamilton." Natürlich setzte sich der Mann sofort mit der Polizei in Verbindung, und die Folge davon war, daß der Wagen ein paar Stunden später auf offener Landstraße von Schutzleuten angehalten wurde. Die Jünglinge kamen ins Loch, Helen unter die Obhut einer Polizeifrau.

Am nächsten Tage stand das Ehepärchen vor dem Richter. Der hörte sich den schwerwiegenden Fall ernst an, ohne ein Wort zu äußern. Zum Schluß aber sagte er: „Die Anklage wird niedergeschlagen, weil nach dem Verhalten der Zeugin von einer Entführung nicht mehr die Rede sein kann."

Dann fiel plötzlich alles Dienstliche vom Richter ab: „Ihr beide seid ein ganz dummes, grünes Volk, für das eine ordentliche Tracht Prügel die einzig richtige Behandlung wäre! Der nächste Fall."

Ohne jeden Zweifel sprach der Richter das vernünftigste Wort in dieser ganzen blödsinnigen Angelegenheit. „Dummes, grünes Volk", das war dem Ehepärchen auf die Nieren gegangen, und es schwur hoch und heilig, allen Hemmungen zum Trotz, in Zukunft den Richter durch ein vernünftiges Leben als Mann und Frau Lügen zu strafen.



Eine 92-jährige Millionenerbin.

Vor zwei Jahren starb in Philadelphia die 90jährige Frau Garett, die Frau eines wohlhabenden Plantagenbesitzers. Die Frau hinterließ ein Vermögen von 420 000 000 Franken. Die Familie Garett hatte weder Kinder, noch nahe Verwandte, und das Erbschaftsgericht suchte lange vergeblich nach einem Erbberechtigten. Durch eine Zeitungsnachricht wurde die in Ars-sur-Moselle lebende Frau Acker auf die Erbschaft aufmerksam. Nach langen Nachforschungen gelang es ihr nachzuweisen, daß sie tatsächlich die nächste noch lebende Verwandte der Garetts ist. Josephine Acker steht im 93. Lebensjahr. Sie bewohnt eine armselige Wohnung und ist bereits seit langer Zeit bettlägerig. Sie ist Mutter von siebzehn Kindern, von denen jedoch nur noch sieben leben. Frau Acker kann natürlich das große Glück, das ihr widerfahren ist, kaum begreifen. Es wird auch noch geraume Zeit vergehen, bis alle Formalitäten soweit erledigt sein werden, daß sie das Geld ausgezahlt erhält. Bei dem schwächlichen Gesundheitszustand der alten Frau, muß leider damit gerechnet werden, daß sie diesen Zeitpunkt nicht mehr erlebt.



Kleiner Irrtum.



„Na, Elli, dein Vater könnte sich auch eine bessere Zigarre leisten, die nicht so seng'rig riecht!"

*

* **Die Vergeßliche.** „Den Tag gut verbracht, mein Liebling?"

Sie schweigt.

„Böse auf mich?"

Sie nickt trotzig mit dem Kopfe.

„Und darf man den Grund erfahren?"

„Das habe ich vergessen, aber verzeihen kann ich's dir nie."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.